

## PROLEGOMENA\*

ACTIONSZENEN DER  
WELTLITERATURHofmannsthal  
wehrt George ab

Der junge Hugo von Hofmannsthal war wirklich ein Phänomen. Mit 17 veröffentlichte er das erste seiner traumverlorenen Dramolette in Versen, bezeichnete diese hieß es schon „Gestern“. Sofort wurde der junge Edelmann als die neue große Hoffnung der österreichischen Literatur gefeiert. Eine nicht geringe Rolle bei der Bewunderung, die ihm allenthalben entgegenschlug, spielte sein Äußeres. „Etwas Zartes, Mädchenhaftes“ bescheinigte ihm ein Beobachter. Der ältere Kollege Hermann Bahr, schon ein wenig maliziös, bemerkte an Hofmannsthal die „caressante Hand der großen Amourösen“. Und der Busenfreund Leopold von Andrian fand sogar, „der liebe Hugo“ sei „sensibel wie eine hysterische Frau“.

Jedenfalls war Stefan George, immer auf der Suche nach edel geformten Jünglingen, die er für sein Projekt einer Erneuerung der Dichtkunst rekrutieren konnte, Feuer und Flamme, als er Hofmannsthal zum ersten Mal begegnete. Mitte Dezember 1891: George entdeckte den hübschen Jungen im Café „Griensiedl“ beim Lesen der Journale und trat sofort, „ganz ohne Vermittlung von Zwischenpersonen“, wie das Jungtalent später leicht indigniert schreiben sollte, auf ihn zu. Man unterhielt sich über Bücher, was sonst. Aber George dürfte sein außerliterarisches Interesse an dem sechs Jahre Jüngeren durchaus bekundet haben. Jedenfalls schrieb dieser sofort ein Gedicht, in Anlehnung an Georges Kleinschreibung „Herrn stefan george, einem, der vorübergeht“ betitelt, in dem die berühmten Zeilen stehen: „du hast mich an dinge gemahnet./ die heimlich in mir sind/ du warst für die saiten der seele/ der nächtliche flüsternde wind.“ Kein Wunder, dass der Angesprochene verlaun ließ „Ihr schönes bekenntnis hat mich tief entzückt“ und den Jüngling umgehend zu Hause aufsuchte. Noch am Nachmittag des 24. Dezember.

Es ging dann über die Feiertage weiter mit gegenseitigen Komplimenten, die aber Hofmannsthal offenbar mehr belasteten als erfreuten, jedenfalls entstand alsbald ein weiteres Gedicht, in dem er sich seine Irritation von der Seele schrieb, nun wieder in korrekten Großbuchstaben: „In einer Halle hat er mich empfangen/ Die rätselhaft mich ängstet mit Gewalt/ Von süßen Düften widerlich durchwallt.“ Dann kam es noch dicker. Der stürmische George schickte dem Umworbenen, der nach Neujahr wieder die Schulbank drücken musste, ein pompöses Bukett roter Rosen ins Klassenzimmer, „zur lebhaften Belustigung seiner Mitschüler“, wie sich Leopold von Andrian später genüsslich erinnern sollte. Dadurch sei für den lieben Hugo, „der nichts mehr fürchtete als Lächerlichkeit, die Situation unhaltbar geworden“.

Es ging nun noch ein Weilchen hin und her mit Briefen, Richtigstellungen und einer Duellandrohung Georges, der sich von Unterstellungen unlauterer Absichten seitens Hofmannsthal in seiner Ehre tief verletzt fühlte. Schließlich bat der Herr Papa, die Sache zu richten. Und dieser ersuchte George in deutlichen Worten, den „Verkehr“ mit seinem Sohn „nicht erzwingen zu wollen“. So geschah es, was gelegentliche spätere Zusammenarbeit nicht ausschloss. Und viele schwärmerische Männerfreundschaften samt heftigen Liebeserklärungen seitens Hofmannsthal nicht minder. Jedoch „die Grenze zu Sodom“, so das Resümee Andrians, wurde „wohl nie überschritten“. Vielmehr heiratete Hofmannsthal mit 27, setzte drei Kinder in die Welt und widmete sich dann weiter seinen Männerliebsleien. Man kann auch nicht schwul sein wollen. Und seine Sexualität für die Gattin abspalten.

TILMAN KRAUSE

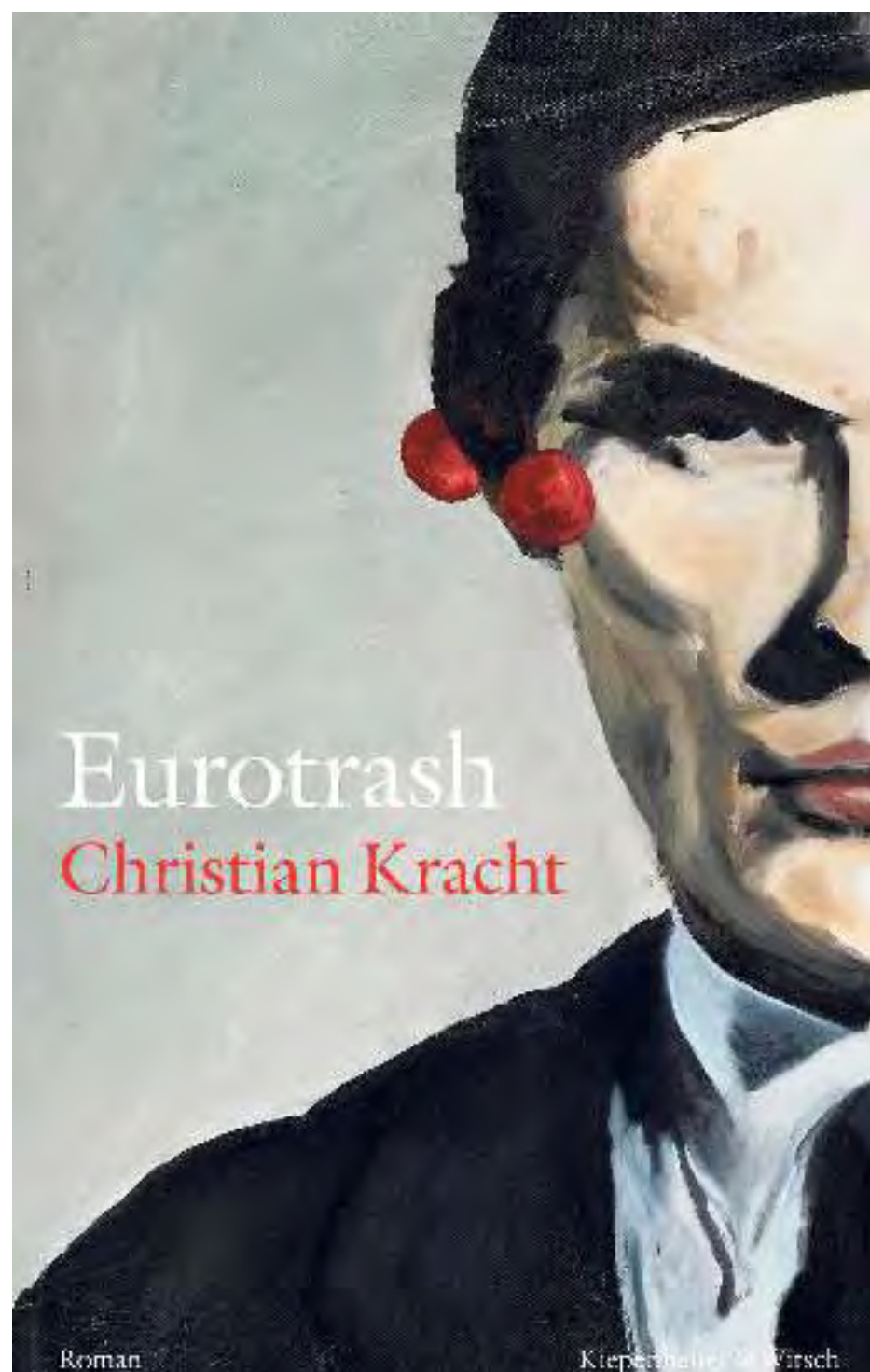
Alles Schriftstellerleben sei Papier, heißt es. Wir treten in dieser Reihe den Gegenbeweis an.

## UNWORT DER WOCHE

VERWEIL  
VERBOT

„Werd' ich zum Augenblicke sagen: Verweile doch! du bist so schön! Dann magst du mich in Fesseln schlagen, Dann will ich gern zu Grunde gehn!“ Dieses Zitat aus Goethes „Faust“ hatten in diesen Vorfrühlings Tagen viele im Sinn, als sie in den Nachrichten vom „Verweilverbot“ in Düsseldorf hörten. Die dortige Rheinpromenade war im brutalstmöglichen Behördenjargon zur „Verweilverbotzone“ erklärt worden. Dem mündigen Bürger werden Mindestabstände nur im Gehen, nicht im Stehen zugetraut. Das erinnert an den allerersten Lockdown, als sogar Spielplätze gesperrt waren und Faust, gehörig gefrustet, im Gespräch mit Wagner seinem Frust freien Lauf ließ: „Hier bin ich kein Mensch, hier lass ich's sein.“

## JUDGE A BOOK BY ITS COVER



Ein Mann mit hervorragenden Wangenknochen und einer Doppelkirsche über dem Ohr. Was will Christian Kracht damit sagen? Die durchweg hervorragenden und enigmatischen Cover seiner Bücher, auch die seiner Literaturzeitschrift „Der Freund“ (man denke an den Günther-Jauch-Lookalike mit löchrigem Gebiss), sollten noch Generationen von Historikern beschäftigen. Für seinen neuen Roman „Eurotrash“ wählte er ein Gemälde der belgischen Künstlerin Karien Deroo. Der Blick des „Man with Cherries“ ist finster, aber sind die Lippen nicht zu einem Instagramfreundlichen *duckface* geschürzt? Was die Gestaltung seiner Cover betrifft, ist Kracht so nicht-binär wie, ich traue mich kaum es zu sagen: lustig. ADRIANO SACK

Christian Kracht: *Eurotrash*. Kiepenheuer & Witsch, 224 S., 22 €.

## DAS KURIOSUM

Schriftsteller, die über Superhelden Gedichte schreiben? Dass zu ihnen Vladimir Nabokov gehört, hätte man eher nicht vermutet. Gerade wurde sein Gedicht „The Man of To-morrow's Lament“ veröffentlicht, aus der Perspektive von Superman geschrieben und 1942 vom „New Yorker“ abgelehnt. Jetzt ist es im „TLS“ zu lesen.

## DIE IDEE

Horrorkönig Stephen King, 73, ist, wie jedermann weiß, Amerikaner, was ihm in diesen Tagen einen unschätzbaren Vorteil verschafft: Für seine erste Impfung gegen Corona musste er daheim in Maine bloß einen Drive-through ansteuern; gestern wurde ihm dann die zweite Dosis Moderna verpasst. Diese Idee kam ihm schon vorher: Auf Twitter hat er in dieser Woche seine Follower gefragt, ob es denn wohl nütze, frisch geimpft zur Blutspende zu gehen und mit seinem „Humpen A negativ“ auch einem anderen Immunsystem aufzuhelfen. Medizinisch hat er da wohl nicht richtig aufgepasst, sein Humpen ist ja kein Plasma, schriftstellerisch aber ist er da mal wieder auf der richtigen Spur. Wer weiß, ob der nächste King nicht von einem Jedermann handelt, der nach einer Bluttransfusion plötzlich am Fließband Horrorromane schreibt.

## DER ABSCHIED

Michael Wieck, 1928 in Königsberg als Sohn einer deutschen Jüdin und eines nicht jüdischen Deutschen geboren, ist – wie diese Woche bekannt wurde – am 27. Februar im Alter von 92 Jahren gestorben. Der Violinist hatte 1988 ein Zeitzeugenbuch veröffentlicht, das 2005 bei C. H. Beck neu aufgelegt wurde: „Zeugnis vom Untergang Königsbergs. Ein ‚Geltungsjude‘ berichtet“. Ein Dokument über eine Kindheit im Nationalsozialismus und das Hinausdrängen der Juden aus der Gesellschaft. Wo die Zeitzeugen aussterben, bleiben ihre Bücher.

## DAS RÄTSEL

Eine Fähre überquert den Mekong. Das Bild währt die ganze Überfahrt. Ich bin fünfzehneinhalb, es gibt keine Jahreszeiten in diesem Land, wir leben in einer einzigen, heißen, eintönigen Jahreszeit, wir leben in der langen, heißen Zone der Erde, kein Frühling, keine Wiederkehr. Ich bin in einem staatlichen Internat in Saigon. Ich schlafe und esse dort, im Pensionat, zur Schule aber gehe ich ins französische Gymnasium. Meine Mutter, eine Lehrerin, will die höhere Schule für ihre Tochter.

In dieser Woche suchen wir eine Amour fou der Weltliteratur. Wie heißt sie? Und wer hat sie verfasst? Lösungsvorschläge bitte an die Redaktionsadresse oder [weltliteratur@welt.de](mailto:weltliteratur@welt.de).

In der vergangenen Woche suchten wir „Die Schneiderin und der Wind“ von César Aira. Gewonnen hat Katja Sturzebecher aus Berlin.

## DIE EMPFEHLUNG

Dieses Buch stellt eine Zumutung dar, ein Ärgernis – nicht, weil es misslungen oder schlecht geschrieben ist, ganz im Gegenteil, sondern weil die Frage, die es aufwirft, zu allen Zeiten Anstoß erregte und eine Zumutung, ein Ärgernis war. Gemeint ist die alte Gretchenfrage: Wie hältst du es mit der Religion. Genauer gefragt: Glaubst du an Gott, und falls Gott wirklich existiert, warum ist dann die Welt so, wie sie ist?

Credo quia absurdum, ich glaube, obwohl (oder weil) es absurd ist, lehrten die Kirchenväter, und in ihrem Gefolge gaben Luther, Pascal und Kierkegaard – um nur diese Namen zu nennen – je verschiedene Antworten und haben sich lebenslang abgearbeitet an dem Problem. Doch hier geht es nicht um einen wie auch immer gearteten Gottesbeweis, sondern um den Unterschied zwischen Literatur und Theologie, konkret um die Frage, ob es zielführend ist, religiöse Fragen in Romanform abzuhandeln.

Wolf Schröder, ein kongenialer Übersetzer von Tschewow und Tom Stoppard, der in der Collection Fischer mit dem Roman „Dronte“ debütierte, siedelt seinen aktuellen Roman „Die Weißweinrinker“ in Tübingen an: Eine gute Wahl, denn das Tübinger Stift, wo Hegel und Hölderlin die Schulbank drückten, ist genauso ein Anachronismus wie das vorliegende Buch, in dem zwei Theologiestudenten, der Icherzähler und sein Jugendfreund König, mit sich selbst und dem christlichen Glauben ringen. Der eine besteht das Examen, der andere fällt durch, und damit ist fast schon alles gesagt, denn die Protagonisten agieren in einem luftleeren und zeitlosen Raum, obwohl der Hölderlin-Turm, die Neckarinsel und die Sitten und Gebräuche im Tübinger Stift minutiös geschildert werden. Doch die Konstellation ist zu kopflastig, der Konflikt künstlich konstruiert, es fehlt die Erdung in der Gegenwart, und erst im zweiten Teil nimmt der Roman Fahrt auf. Der Icherzähler wird zur „Schlotzerfrau“ in Anspielung auf eine bankrotte Drogeriemarktkette, und während die Kassiererin um ihren Arbeitsplatz kämpft und um die unerwiderte Liebe zu einem Pfarrer, den der Leser schon kennt, wird dieser aus den lichten Höhen der Theologie ins Hier und Jetzt katapultiert. Die Auflösung des trickreich geknüpften Knotens, die Überraschung am Schluss soll und darf hier nicht verraten werden.

Was den Text allein schon lesenswert macht, ist das einfühlsame, vielschichtige Porträt einer türkischen Braut, die sich zur Jungfrau umoperieren lässt, um ihren Landsmann zu heiraten: Eine der vielen individuellen Tragödien, die sich hinter der gängigen Rede vom Migrationshintergrund verbirgt. HANS CHRISTOPH BUCH

Wolf Christian Schröder: *Die Weißweinrinker*. PalmArtPress, 244 S., 22 €.

\* PROLEGOMENA: „EINLEITUNG, WELCHE GEMEINGLICH VORGÄNGIG NÖTHIG IST, DER VÖLLIGEN UNTERWEISUNG EINER WISSENSCHAFT VORHERGESETZT ZU WERDEN, DAMIT DER LESER DIESELBE BESSER FASSEN MÖGE“ (ZEDLERS UNIVERSAL-LEXICON, 1754).